

Gerard Minnaard

# Wo evangelisch drin ist, muss es nicht drauf stehen

Als ich vor 30 Jahren Mitglied der Evangelischen Kirchen wurde, war es mir wichtig, dass die Kirche sich durch ihre inhaltliche Arbeit einen Namen machte. Ich hatte etwas gegen das Etikett „christlich“, das in der Geschichte der Kirchen so viel Unheil angerichtet hat und so mit Inhalten verbunden wird, die meines Erachtens mit der biblischen Botschaft nicht übereinstimmen. Als Sozialarbeiter lernte ich, dass es keine christliche, sondern nur gute oder schlechte Sozialarbeit gibt. Gute Sozialarbeit orientiert sich an der Not der Menschen, versucht die Menschen zu stärken und auf die Gesellschaft so einzuwirken, dass es weniger Not gibt. Jede gute Sozialarbeit hatte für uns mit der frohen Botschaft der Bibel zu tun. Wer aber kann von sich behaupten, gut zu sein? Wir können nur hoffen, dass wir die Arbeit gut machen, und genauso können wir nur hoffen, „christlich“ zu handeln. Eine Entscheidung darüber zu fällen, steht uns nicht zu, und deshalb steht es uns nicht zu, das Etikett „christlich“ auf unsere Aktivitäten zu kleben.

Die Zeiten haben sich geändert. Die Kirchen werden kleiner und das Geld wird knapper. Interessanterweise gibt es neben einer zunehmenden Verweltlichung der Gesellschaft eine Zunahme verschiedener esoterischer Glaubensrichtungen – und eine wachsende Präsenz des Islam. Mit anderen Worten: der religiöse Bereich in der Gesellschaft wird kleiner und er wird stärker, und in beiden Fällen verlieren die großen Volkskirchen an Macht.

Ich verstehe, dass die Kirchen, die durch diese Entwicklung in die Defensive gedrängt werden, in die Offensive gehen: „Schau mal: Wir sind (noch) da!“ Ein kleines Beispiel dieser Offensive ist die veränderte Kleidung der Pfarrer/innen in der Öffentlichkeit. Plötzlich tragen sie in der Öffentlichkeit einen weißen Stehkragen und positionieren sich durch diese auffällige Kleidung als Repräsentant/innen der Kirche. Ich mag diese offensive Kleidung nicht. Das Gewicht, das die evangelischen Kirchen auf Präsenz und Erkennbarkeit in der Öffentlichkeit legen, führt in einigen Punkten zu einer Angleichung an die römisch-katholische Kirche. Die modernen Medien verlangen nach einem Gesicht und einer Stimme. Vielleicht ist dieser Druck – mit einem Gesicht auftreten zu wollen – ein Grund, dass Margot Käßmann gestolpert ist. Der Papst wird nie

trunken in einem Auto angehalten werden. Denn er darf überhaupt nicht fahren. Er ist eine Institution und kein Mensch. Vielleicht muss die evangelische Kirche sich entscheiden, was sie haben will: eine unpersönliche Institution oder eine Vertretung durch eine Vielfalt von Menschen, die sich weniger medienwirksam, aber auch unter weniger Druck bewegen können. Ich verstehe, dass die Kirche in die Offensive geht. Ich verstehe, dass sie sich dagegen wehrt, Kirchengebäude verkaufen und Menschen entlassen zu müssen. Ich verstehe, dass sie darüber nachdenkt, wie sie neue Mitglieder findet. „Kirche der Freiheit“ heißt die große Offensive der Evangelischen Kirche in Deutschland. „Um sich über Wesen und Auftrag der Kirche in der Gegenwart zu verständigen“ – so fasst das Papier zusammen – „kann es nützlich sein, von folgenden vier Prinzipien auszugehen: Nötig ist [so der erste Punkt] geistliche Profilierung statt undeutlicher Aktivität. *Wo evangelisch draufsteht, muss Evangelium erfahrbar sein.*“ Ich kann das Anliegen nachvollziehen. Trotzdem merke ich, dass ich von einer anderen Seite her komme. Für mich ist die erste Frage, was denn überhaupt evangelisch ist. Ist diese Frage konkret beantwortet, ist es nach meiner Erfahrung nicht mehr wichtig – oder sogar eher hinderlich –, ein Etikett „evangelisch“ oder „christlich“ draufzukleben. Es mag sein, dass ich so denke, weil ich nicht direkt in der Institution Kirche arbeite. Vielleicht kann man aber manchmal vom Rande her schärfer sehen.



Gerard Minnaard

Sozialarbeiter, Ref. Pastor, Herausgeber der Jungen Kirche